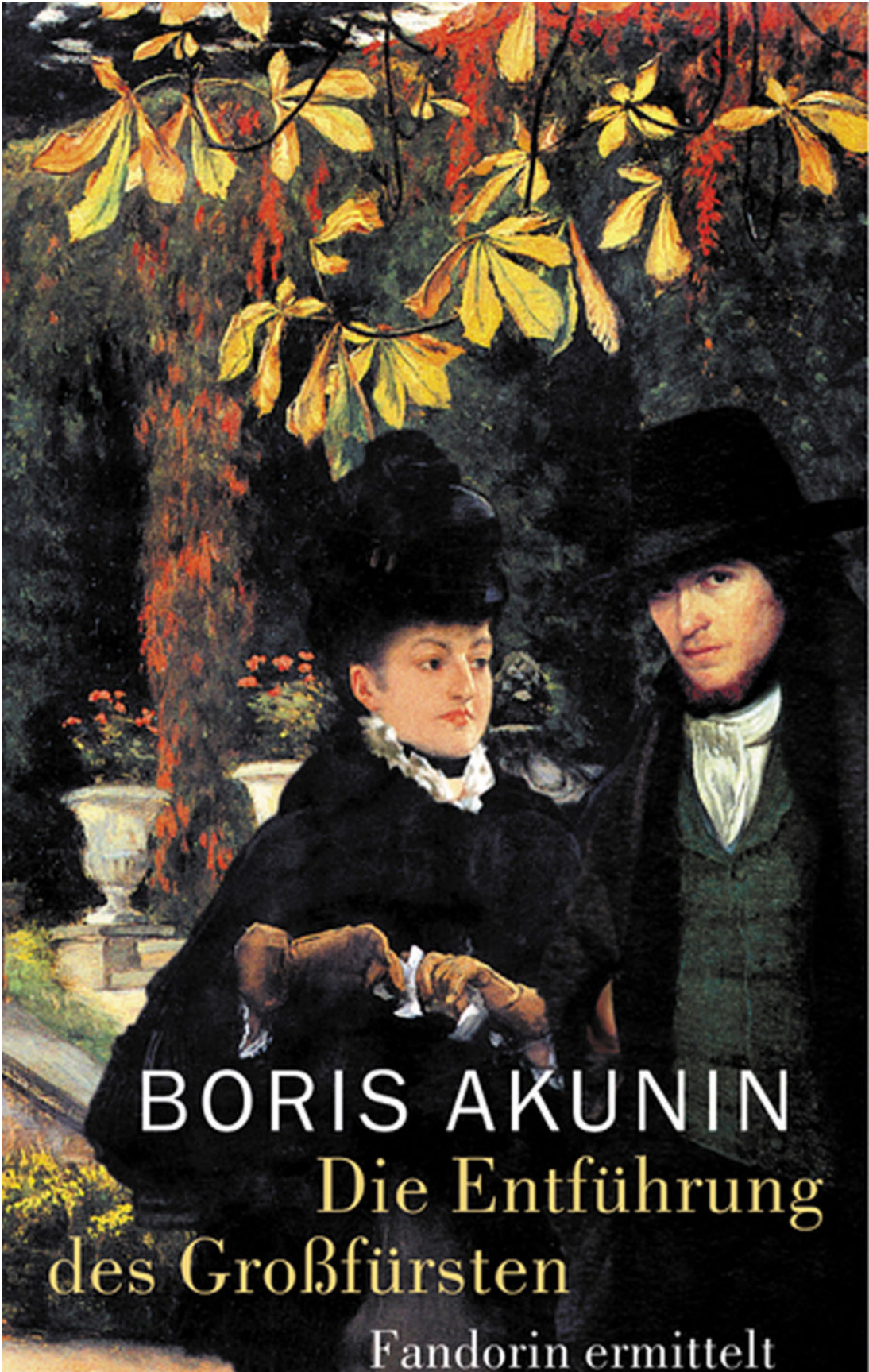


BORIS AKUNIN  
Die Entführung  
des Großfürsten

Fandorin ermittelt

Roman





BORIS AKUNIN

Die Entführung  
des Großfürsten

Fandorin ermittelt

fbau



Roman



Boris Akunin

# **Die Entführung des Großfürsten**

*Fandorin ermittelt*

*Roman*

Aus dem Russischen von Renate und Thomas Reschke

 aufbau digital

# Impressum

Die Originalausgabe unter dem Titel  
Koronazia  
erschien 2001 bei Sacharow-AST, Moskau.

ISBN 978-3-8412-0161-4

Aufbau Digital,  
veröffentlicht im Aufbau Verlag, Berlin, 2012  
© Aufbau Verlag GmbH & Co. KG, Berlin  
Die deutsche Erstausgabe erschien 2004 bei Aufbau  
Taschenbuch, einer Marke der Aufbau Verlag GmbH & Co.  
KG

© B. Akunin 2001

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jegliche  
Vervielfältigung und Verwertung ist nur mit Zustimmung  
des Verlages zulässig. Das gilt insbesondere für  
Übersetzungen, die Einspeicherung und Verarbeitung in  
elektronischen Systemen sowie für das öffentliche  
Zugänglichmachen z.B. über das Internet.

Umschlaggestaltung Torsten Lemme

unter Verwendung der Gemälde »Der Student«, 1881,  
von Nikolai Alexandrowitsch Jaroschenko  
und »The Letter«, 1876–78, von James Jacques Tissot

E-Book Konvertierung: le-tex publishing services GmbH,  
[www.le-tex.de](http://www.le-tex.de)

[www.aufbau-verlag.de](http://www.aufbau-verlag.de)

# Menü

[Buch lesen](#)

[Innentitel](#)

[Inhaltsübersicht](#)

[Informationen zum Buch](#)

[Informationen zum Autor](#)

[Impressum](#)

# Inhaltsübersicht

**Buch lesen**



20. Mai

Er starb vor meinen Augen, dieser seltsame und unangenehme Herr.

Es ging schnell, sehr schnell.

Die Schüsse krachten, und er wurde gegen das Seil geschleudert.

Er ließ den kleinen Revolver fallen, griff nach dem schwankenden Geländer und erstarrte mit zurückgeworfenem Kopf. Sein weißes Gesicht mit dem Querstreifen des Schnurrbarts blinkte auf und verschwand wieder hinter dem schwarzen Flor.

»Erast Petrowitsch!« rief ich, ihn zum erstenmal mit Vor- und Vatersnamen ansprechend.

Oder hatte ich nur rufen wollen?

Der unsichere Untergrund schaukelte unter seinen Füßen. Plötzlich flog sein Kopf, wie von einem kräftigen Stoß, nach vorn, der Körper kippte mit der Brust gegen das Seil und stürzte im nächsten Moment mit einer plumpen Drehung hinab, hinab, hinab.

Die kostbare Schatulle entglitt meinen Händen, schlug auf einen Stein und zerbarst, die Brillanten, Saphire und Smaragde entfachten ein blendendes vielfarbiges Gefunkel, aber ich warf keinen Blick auf die unermesslichen Schätze, die ins Gras fielen.

Aus der Schlucht drang der knackende Laut des Aufpralls, und ich stöhnte auf. Die schwarze Gestalt rollte immer schneller den steilen Hang hinunter und kam erst direkt am Bach zum Halten, wo sie willenlos eine Hand ins Wasser tauchte und so liegenblieb, das Gesicht auf den Kieselsteinen.

Ich hatte diesen Mann nicht gemocht. Hatte ihn vielleicht sogar gehaßt. Jedenfalls gewollt, daß er ein für alle Mal aus unserem Leben verschwand. Doch den Tod hatte ich ihm nicht gewünscht.

Sein Handwerk war das Risiko, er hatte stets mit der Gefahr gespielt, aber sonderbarerweise hätte ich nie gedacht, daß er umkommen könnte. Ich hielt ihn für unsterblich.

Ich weiß nicht, wie lange ich so stand und gebannt nach unten starrte. Wahrscheinlich nicht lange. Aber die Zeit hatte gleichsam einen Riß bekommen, war auseinandergebrochen, und ich stürzte in diesen Spalt – in das frühere, sorglose Leben, das genau zwei Wochen zuvor abgerissen war.

Ja, es war auch ein Montag gewesen, der 6. Mai.

6. Mai

In Moskau, der alten Hauptstadt des Russischen Reiches, kamen wir am Morgen an. Wegen der bevorstehenden Krönungsfeierlichkeiten war der Nikolaus-Bahnhof überlastet, und unser Zug wurde zum Brester Bahnhof umgeleitet, was ich seitens der örtlichen Behörden, gelinde gesagt, unkorrekt fand. Darin äußerte sich wohl auch die Kühle in den Beziehungen zwischen Seiner Hoheit Georgi Alexandrowitsch und Seiner Hoheit Simeon Alexandrowitsch, dem Moskauer Generalgouverneur. Anders kann ich mir den demütigenden halbstündigen Halt auf dem Rangierbahnhof und die folgende Umleitung des Expreßzuges auf den zweitklassigen Brester Bahnhof nicht erklären.

Und es empfing uns auf dem Bahnsteig auch nicht Großfürst Simeon persönlich, wie es das Protokoll, die Tradition und nicht zuletzt die Achtung gegenüber dem älteren Bruder geboten hätten, sondern lediglich der Vorsitzende des Empfangskomitees, ein Minister, der übrigens gleich zum Nikolaus-Bahnhof weiterfuhr, um den Kronprinzen von Preußen zu begrüßen. Seit wann wurde dem preußischen Thronfolger in Moskau mehr Achtung erwiesen als dem Onkel Seiner Majestät, dem General-Admiral der russischen Flotte, der in der Rangfolge der

kaiserlichen Großfürsten den zweiten Platz einnahm?  
Großfürst Georgi ließ sich nichts anmerken, aber ich denke, ihn entrüstete der deutliche Affront nicht weniger als mich.

Zum Glück war Großfürstin Jekaterina Ioannowna, die penibel auf die Feinheiten des Rituals und die Wahrung der Würde achtet, in Petersburg geblieben. Ihre vier mittleren Söhne, Alexej Georgijewitsch, Sergej Georgijewitsch, Dmitri Georgijewitsch und Konstantin Georgijewitsch, waren an den Masern erkrankt, was Ihre Hoheit, eine vorbildliche und liebevolle Mutter, daran hinderte, zur Krönung, dem höchsten Ereignis im Leben des Reiches und der kaiserlichen Familie, zu reisen. Allerdings behaupteten böse Zungen, ihr Fernbleiben erkläre sich weniger aus mütterlicher Liebe als vielmehr aus der Unlust, dem Triumph der jungen Zarin in der Rolle einer Statistin beizuwohnen. Man erinnerte sich an die Geschichte auf dem vorjährigen Weihnachtsball. Die neue Zarin hatte den Damen der kaiserlichen Familie vorgeschlagen, einen Handarbeitszirkel zu gründen, um warme Mützen für die Waisenkinder des Marien-Stifts zu stricken. Vielleicht hatte die Großfürstin wirklich zu schroff auf dieses Ansinnen reagiert. Ich schliesse auch nicht aus, daß seitdem das Verhältnis zwischen Ihrer Hoheit und Ihrer Majestät etwas getrübt war, aber mit ihrem Fernbleiben wollte meine Herrin niemanden brüskieren, dafür verbürge ich mich.



Wie immer Jekaterina Ioannowna Ihrer Majestät gesonnen sein mag, sie würde sich nie erlauben, ohne triftigen Grund ihre dynastischen Pflichten zu vernachlässigen. Ihre Söhne waren tatsächlich schwerkrank.

Das war natürlich traurig, aber – wie der Volksmund sagt – jedes Übel hat auch sein Gutes, denn zusammen mit Ihrer Hoheit mußte auch ihr ganzer Hofstaat in der Residenzstadt bleiben, was mir die komplizierten Aufgaben, die aus der zeitweiligen Übersiedlung nach Moskau erwachsen, wesentlich erleichterte. Die Hofdamen waren sehr betrübt, daß sie auf die Moskauer Feierlichkeiten verzichten sollten, und äußerten ihren Unmut (natürlich im Rahmen der Etikette), doch Großfürstin Jekaterina blieb unbeugsam: Nach dem Zeremoniell muß der kleine Hofstaat sich dort aufhalten, wo sich die Mehrheit der großfürstlichen Familie befindet, und die Mehrheit unseres Zweiges des Herrscherhauses blieb in Petersburg.

Zur Krönung führen vier: Großfürst Georgi, sein ältester und sein jüngster Sohn und die einzige Tochter Xenia Georgijewna.

Wie ich schon sagte, war ich froh, daß die Herren Höflinge nicht mitgekommen waren. Der Oberhofmeister Fürst Metlizki und der Leiter der Hofkanzlei Geheimrat von Born hätten meine Arbeit nur behindert, indem sie ihre Nase in Dinge steckten, von denen sie nichts verstanden. Ein guter Haushofmeister bedarf keiner Aufpasser, um

seinen Pflichten nachzukommen. Und was die Hofmeisterin und ihre Hofdamen betrifft, so hätte ich gar nicht gewußt, wo ich sie unterbringen sollte – eine so kümmerliche Residenz hatte das Krönungskomitee dem Grünen Hof (so wird unser Haus nach der Farbe der Schleppe unserer Großfürstin bezeichnet) zugewiesen. Aber auf die Residenz kommen wir noch zu sprechen.

Die Fahrt von Petersburg nach Moskau verlief reibungslos. Der Zug bestand aus drei Waggonen: Im ersten war die großfürstliche Familie untergebracht, im zweiten die Dienerschaft und im dritten der notwendige Hausrat und das Gepäck, so daß ich ständig von einem Waggon in den anderen wechseln mußte.

Seine Hoheit Großfürst Georgi sprach sofort nach Abfahrt des Zuges dem Cognac zu, zusammen mit seinem Sohn Pawel Georgijewitsch und dem Kammerjunker Endlung. Er geruhte elf Gläser zu trinken, wonach er müde wurde und dann bis Moskau schlummerte. Bevor er einschlief, schon in seiner »Kajüte«, wie er sein Abteil nannte, erzählte er mir noch von seiner Schiffsreise nach Schweden, die vor zweiundzwanzig Jahren stattgefunden und großen Eindruck auf Seine Hoheit gemacht hatte. Es ist nämlich so, daß Großfürst Georgi, obwohl General-Admiral, nur ein einziges Mal auf See war und die unangenehmsten Erinnerungen daran bewahrt; in diesem

Zusammenhang erwähnt er häufig den französischen Minister Colbert, der nie ein Schiff betreten und dennoch sein Land zu einer großen Seemacht entwickelt hat. Die Geschichte von des Großfürsten Schwedenreise habe ich schon viele Male gehört und kann sie inzwischen auswendig. Das Gefährlichste ist die Beschreibung des Sturms vor der Küste Gotlands. Nach den Worten »Und da schrie der Kapitän: ›Alle Mann an die Lenzpumpen!« rollt Seine Hoheit jedesmal mit den Augen und haut krachend die Faust auf den Tisch. So geschah es auch diesmal, doch Tischdecke und Geschirr nahmen keinen Schaden, da ich rechtzeitig Maßnahmen ergriffen hatte: Ich hielt die Karaffe und das Glas fest.

Als Seine Hoheit vor Ermattung nicht mehr in zusammenhängenden Sätzen sprechen konnte, gab ich dem Lakaien ein Zeichen, ihn zu entkleiden und zu Bett zu bringen, ich selbst ging zu Großfürst Pawel und Leutnant Endlung. Auf Grund ihrer Jugend und strotzenden Gesundheit hatte der Cognac sie weit weniger ermüdet, man kann sagen, überhaupt nicht, und es war angezeigt, ein Auge auf sie zu haben, zumal ich die Sitten des Herrn Kammerjunkers kannte.

Ein Kreuz ist das mit diesem Endlung. Ich sollte nicht so sprechen, aber Großfürstin Jekaterina beging einen schwerwiegenden Fehler, als sie diesen Herrn zum Erzieher ihres ältesten Sohnes bestellte. Freilich ist der

Leutnant eine raffinierte Bestie: klarer, argloser Blick, frisches Gesicht, akkurater Scheitel im goldschimmernden Haar, kindliche Apfelbäckchen – ein richtiger Engel. Den älteren Damen begegnet er respektvoll, macht einen Kratzfuß, lauscht mit interessierter Miene ihren Erzählungen über Johann von Kronstadt<sup>1</sup> oder über eine Seuche bei Windhunden. Kein Wunder, daß er die Großfürstin Jekaterina betörte: Ein angenehmer und vor allem ernsthafter junger Mann, kein lockerer Seekadett oder Taugenichts von der Gardeequipe. Und so gab sie ihren ältesten Sohn für die erste große Seereise in seine Obhut. Ich sah mir diesen Mentor sehr genau an.

Gleich im ersten Hafen, in Varna, putzte sich Endlung heraus wie ein Pfau – weißer Anzug, purpurrote Weste, sternchenübersäter Schlips, breiter Panamahut – und machte sich auf den Weg in ein Bordell, wohin er auch den Großfürsten Pawel mitschleppte, der damals fast noch ein Kind war. Ich versuchte mich einzumischen, da sagte der Leutnant zu mir: »Ich habe Jekaterina Ioannowna versprochen, Seine Hoheit nicht aus den Augen zu lassen. Wo ich bin, soll auch er sein.« Darauf ich zu ihm: »Nein, Herr Leutnant, *Ihre* Hoheit sagte: Wo *er* ist, da sollen auch Sie sein.« Endlung antwortete: »Afanassi Stepanowitsch, das ist Haarspalterei. Hauptsache, wir sind unzertrennlich wie die Ajaxe.« Und er schleppte den jungen Fähnrich in alle Spelunken. Aber von Gibraltar bis Kronstadt waren



beide, Leutnant und Fähnrich, ganz kleinlaut und gingen nicht mal mehr an Land, liefen nur viermal am Tag zum Doktor und ließen sich Spritzen geben. Solch ein Erzieher ist das. Seine Hoheit hat sich unter seinem Einfluß zusehends verändert, ist kaum wiederzuerkennen. Ich machte seinem Vater, dem Großfürsten Georgi, Andeutungen, aber er winkte ab: »Ach was, meinem Pollie tut eine solche Schule nur gut, dieser Endlung ist zwar ein Schlawiner, aber er hat das Herz auf dem rechten Fleck und ist ein guter Gefährte, er wird keinen großen Schaden anrichten.« Mir fällt dazu nur die Volksweisheit ein: Man hat den Bock zum Gärtner gemacht. Ich durchschaue diesen Endlung. Das Herz auf dem rechten Fleck, daß ich nicht lache. Dank seiner Freundschaft mit dem jungen Großfürsten darf er das Monogramm auf der Achselklappe tragen und ist nun auch noch zum Kammerjunker ernannt worden. Das ist doch unglaublich - eine so ehrenhafte Hofcharge für den kleinen Leutnant!

Die beiden jungen Männer waren unterdessen auf die Idee gekommen, Bézigue zu spielen; der Gewinner konnte sich von dem Verlierer etwas wünschen. Als ich ins Abteil schaute, sagte Großfürst Pawel: »Setz dich, Afanassi. Mach ein Spielchen mit uns. Wenn du verlierst, mußt du dir deinen kostbaren Backenbart abschnippeln.«

Ich lehnte dankend ab, berief mich auf unaufschiebbare Arbeiten, obwohl ich eigentlich nichts Besonderes zu tun

hatte. Es fehlte gerade noch, daß ich mit Seiner Hoheit Karten spiele. Großfürst Pawel wußte selbst sehr gut, daß ich nicht darauf eingehen würde, er hatte nur gescherzt. Seit ein paar Monaten hatte er die deprimierende Angewohnheit, sich über mich lustig zu machen. Das war Endlungs Einfluß. Dieser hat zwar vor einiger Zeit aufgehört, mich zu verspotten, aber Pawel Georgijewitsch kann es nicht lassen. Macht nichts, Seine Hoheit darf das, ihm nehme ich es nicht übel.

Auch jetzt sagte er mit strenger Miene: »Weißt du, Afanassi, die phänomenale Vegetation in deinem Gesicht ruft bei einigen einflußreichen Personen Neid hervor. Vorgestern zum Beispiel, auf dem Ball, als du so gewichtig an der Tür standest, mit vergoldetem Stab und ausladendem Backenbart, haben alle Damen nur dich angesehen, keine würdigte meinen Cousin Nicky eines Blicks, obwohl er der Imperator ist. Der Bart muß runter oder wenigstens gestutzt werden.«

In Wirklichkeit stellt meine »phänomenale Vegetation« nichts Besonderes dar: Schnauzer und Backenbart, der vielleicht üppig ist, aber keineswegs unschicklich. Solch einen Bart haben schon mein Vater und mein Großvater getragen, so daß ich nicht die Absicht habe, ihn abzurasierern oder zu stutzen.

»Laß gut sein, Pollie«, trat Endlung für mich ein. »Quäl Afanassi Stepanowitsch nicht. Spiel lieber aus, du bist

dran.«

Hier muß ich wohl doch meine Beziehung zu dem Leutnant erklären. Sie hat ihre Geschichte.

Am ersten Tag auf See, kaum daß unsere Korvette »Mstislaw« aus Sewastopol ausgelaufen waren, hatte mich Endlung auf Deck abgepaßt, mir die Hand auf die Schulter gelegt, mich mit frechen Augen angeblickt, die nach der schnapsseligen Abschiedsfeier ganz durchsichtig waren, und gesagt: »Na, Afonja, alte Lakaienseele, läßt du deine Besen flattern? Die hat's ganz schön zerweht, was?« (Mein Backenbart war in der Tat von der frischen Seebrise etwas zerzaust, und ich mußte ihn für die Dauer der Reise ein wenig kürzen.) »Sei ein Kumpel und lauf rasch zum Büfettmeister, dem alten Geizkragen, sag, Seine Hoheit braucht eine Flasche Rum, um der Seekrankheit vorzubeugen.«

Endlung hatte mich schon während der Bahnfahrt nach Sewastopol ständig im Beisein Seiner Hoheit verspottet und gehänselt, ich hatte es hingenommen und auf eine Gelegenheit gewartet, mich unter vier Augen mit ihm auszusprechen. Nun war die Gelegenheit gekommen.

Ich nahm mit zwei Fingern die Hand des Leutnants (der damals noch nicht Kammerjunker war) von meiner Schulter und sagte höflich: »Wenn es Ihnen, Herr Endlung, in den Sinn kommt, sich um die Definition meiner Seele zu sorgen, dann ist ›Lakaienseele‹ nicht das richtige Wort, denn für

meinen langen untadeligen Dienst am Hof Seiner Hoheit wurde mir der Titel eines Hoffouriers verliehen. Das entspricht dem Rang eines Titularrats, eines Stabshauptmanns in der Armee oder eines *Leutnants zur See*.« (Die letzten Worte betonte ich besonders).

Endlung fauchte: »Ein Leutnant bedient nicht bei Tisch.«

Darauf ich: »Mein Herr, *bedient* wird im Restaurant, doch der kaiserlichen Familie dient man. Auf Ehre und Gewissen.«

Nach diesem Vorfall war Endlung wie Samt und Seide: Er sprach höflich mit mir, erlaubte sich keine Scherze mehr, siezte mich.

Ich muß dazu sagen, daß wir Hofdiener zum Siezen und Duzen ein besonderes Verhältnis haben, denn wir haben einen besonderen Status. Es ist schwer zu erklären, wie es kommt, daß manche mich mit dem Duzen kränken, andere mit dem Siezen. Dienen kann ich nur den Letzteren, wenn Sie verstehen, was ich meine.

Ich versuche es zu erklären. Die Anrede mit »du« ertrage ich nur von Angehörigen der kaiserlichen Familie. Was heißt ertragen, ich halte sie für ein Privileg und eine besondere Auszeichnung. Ich wäre sehr betroffen, wenn Großfürst Georgi, seine Gattin oder eines ihrer Kinder mich plötzlich siezen würde. Vor drei Jahren hatte ich eine Meinungsverschiedenheit mit der Großfürstin Jekaterina



Ioannowna hinsichtlich eines Stubenmädchens, dem sie zu Unrecht Leichtfertigkeit vorgeworfen hatte. Ich blieb bei meiner Meinung, die Großfürstin war gekränkt und siezte mich eine ganze Woche lang. Ich litt sehr, magerte ab, konnte nachts nicht schlafen. Dann sprachen wir uns aus. Sie sah mit der ihr eigenen Großmut ihren Irrtum ein, ich bekannte mich auch schuldig und durfte ihr die Hand küssen, und sie küßte mich auf die Stirn.

Aber ich bin abgeschweift.

Die beiden Spieler wurden vom Lakaien Lipps bedient, einem der Neuen, den ich mitgenommen hatte, um herauszufinden, was er wert war. Früher hatte er auf dem estnischen Gut des Grafen Benckendorff in Diensten gestanden und war mir von dessen Majordomus, einem alten Bekannten, empfohlen worden. Er sei anständig und nicht geschwätzig; aber einen guten Diener erkennt man nicht so schnell wie einen schlechten. Am Anfang gibt jeder sein Bestes, da muß man schon ein halbes bis ein Jahr, manchmal auch zwei Jahre abwarten. Ich beobachtete, wie Lipps Cognac einschenkte, wie geschickt er eine beschmutzte Serviette wechselte, wie er dastand – das ist sehr, sehr wichtig. Er stand richtig, trat nicht von einem Bein aufs andere, drehte nicht den Kopf hin und her. Vielleicht kann ich ihn bei kleinen Empfängen auch auf Gäste loslassen, dachte ich.

Das Spiel ging indessen weiter. Zuerst verlor Endlung, und Großfürst Pawel ritt auf ihm den Korridor entlang. Dann verließ das Glück Seine Hoheit, und der Leutnant verlangte, daß der Großfürst völlig nackt zum Toilettenraum laufe und von dort ein Glas Wasser bringe.

Während Großfürst Pawel sich lachend entkleidete, schlüpfte ich hinaus, winkte den Kammerdiener heran und befahl ihm, keinen der Diener in den Salon des Großfürsten zu lassen, dann holte ich aus dem Abteil des Diensthabenden einen Überwurf. Als Seine Hoheit, seine Blöße mit der Hand bedeckend, in den Korridor gesprungen kam, wollte ich ihm den Umhang überwerfen, aber das wies er empört zurück und sagte, er müsse sein Wort halten, lief sodann zum Toilettenraum und wieder zurück, wobei er sehr lachte.

Bloß gut, daß Mademoiselle Déclic nicht auf das Lachen herauskam. Der kleine Großfürst Michail Georgijewitsch schlief trotz der späten Stunde noch nicht – er hüpfte auf die Sitzbank und schaukelte sich dann am Vorhang. Für gewöhnlich wurde er halb neun zu Bett gebracht, aber diesmal übte Mademoiselle Nachsicht. Sie sagte, Seine Hoheit sei von der Reise noch zu aufgedreht und könne sowieso nicht einschlafen.

Bei uns, am Grünen Hof, werden die Kinder nicht so streng erzogen wie am Blauen Hof die Söhne des Großfürsten Kirill. Dort hält man an den

Familientraditionen des Zaren Nikolaus I. fest: Die Knaben bekommen eine militärische Erziehung, lernen schon mit sieben, in Reih und Glied zu stehen, werden mit kalten Wassergüssen abgehärtet und müssen in Feldbetten schlafen. Großfürst Georgi hingegen gilt in der kaiserlichen Familie als Liberaler. Er läßt seinen Söhnen eine nachsichtige, französisch geprägte Erziehung angedeihen und hat seine einzige Tochter Xenia Georgijewna, seinen Liebling, nach Meinung der Verwandten völlig verwöhnt.

Großfürstin Xenia kam, Gott sei Dank, auch nicht aus ihrem Abteil, so daß sie den Auftritt ihres Bruders nicht sah. Sie hatte sich schon in Petersburg in ihrem Abteil eingeschlossen, mit einem Buch, und ich weiß auch, mit welchem, der »Kreuzersonate« von Graf Tolstoi. Ich habe es gelesen, um mitreden zu können, falls unter den Haushofmeistern einmal das Gespräch darauf kommt. Meines Erachtens ist das Buch todlangweilig und für ein neunzehnjähriges Fräulein, zumal eine Großfürstin, überhaupt nicht geeignet. In Petersburg hätte Großfürstin Jekaterina ihrer Tochter untersagt, einen solchen Unflat zu lesen. Der Roman mußte heimlich ins Reisegepäck geschmuggelt worden sein. Das konnte nur das Hoffräulein Baronesse Stroganowa besorgt haben, sonst niemand.

Die beiden Seeleute kamen erst gegen Morgen zur Ruhe, wonach auch ich mir erlaubte, ein wenig zu schlummern. Die Reisevorbereitungen hatten mich doch

recht erschöpft, und ich sah voraus, daß der erste Tag in Moskau nicht leicht werden würde.

Die Schwierigkeiten übertrafen alle meine Befürchtungen.

Es hatte sich so gefügt, daß ich mit meinen sechsvierzig Jahren nie zuvor in der Weißsteinernen Stadt war, obwohl ich nicht wenig in der Welt herumgekommen bin. Das liegt daran, daß man in unserem Haus das Asiatische nicht ästiniert und als einzig würdigen Ort in ganz Rußland Petersburg ansieht, außerdem ist unser Verhältnis zum Moskauer Generalgouverneur Simeon Alexandrowitsch recht kühl, so daß wir keine Veranlassung haben, die alte Hauptstadt aufzusuchen. Selbst wenn wir auf die Krim fahren, zum Kap Mischor, nehmen wir für gewöhnlich einen Umweg über Minsk, damit Großfürst Georgi im Belowesher Wald Wisente schießen kann. Zur letzten Krönung, vor dreizehn Jahren, bin ich nicht mitgefahren, weil ich damals noch der Gehilfe des inzwischen verstorbenen Haushofmeisters Sachar Trofimowitsch war und ihn vertreten mußte.

Während wir vom Bahnhof durch die Stadt fahren, gewann ich einen ersten Eindruck von Moskau. Die Stadt war ja noch weniger zivilisiert, als ich gedacht hatte – kein Vergleich mit Petersburg. Enge, sinnlos verwinkelte Straßen, ärmliche Häuser, schmuddelige, provinzielle Menschen. Und das, obwohl sich die Stadt in Erwartung



des allerhöchsten Besuchs aus Kräften um Verschönerung bemüht hatte: Die Fassaden waren gesäubert, die Dächer frisch gestrichen, auf der Twerskaja (der Hauptstraße – ein kümmerlicher Abklatsch des Newski-Prospekts) hingen überall die kaiserlichen Monogramme und doppelköpfigen Adler. Ich weiß nicht, womit ich Moskau vergleichen könnte. Es ist ein großes Dorf wie Saloniki, wo unsere »Mstislaw« im vergangenen Jahr angelegt hat. Ich sah in der Stadt keinen Springbrunnen, kein Haus, das höher als vier Etagen gewesen wäre, kein Reiterstandbild, nur den gebeugten Puschkin, und auch der schien, nach der Farbe der Bronze zu urteilen, noch nicht alt zu sein.

Am Roten Platz, der mich ebenfalls ungemein enttäuschte, teilte sich unsere Kolonne. Ihren Hoheiten oblag es, sich vor der Ikone der Iberischen Gottesmutter und den Reliquien im Kreml zu verneigen, und ich fuhr mit den Dienern weiter, um unser zeitweiliges Moskauer Domizil herzurichten.

Da die Hälfte unseres Hofstaates in Petersburg geblieben war, mußte ich mich mit einer sehr bescheidenen Anzahl von Bediensteten begnügen. Ich hatte nur acht Leute mitnehmen können: den Kammerdiener Seiner Hoheit, die Zofe der Großfürstin Xenia, den schon erwähnten Lakaien Lipps für den Großfürsten Pawel und Endlung, den Büfettmeister und seinen Gehilfen, einen Koch für die Herrschaften und zwei Kutscher für die

englische und die russische Equipage. Kaffee und Tee würde ich selbst reichen – das hatte Tradition. Auf die Gefahr hin, unbescheiden zu wirken, sage ich, daß am Hofe niemand besser als ich dieses Amt versah, das nicht nur große Übung, sondern auch Talent erfordert. Nicht umsonst war ich fünf Jahre Kaffeeschenk bei dem vorigen Zaren und seiner nunmehr verwitweten Gattin gewesen.

Selbstverständlich wußte ich, daß ich mit acht Bediensteten nicht auskommen würde, und hatte in einem Telegramm die Moskauer Abteilung der Hofverwaltung gebeten, mir einen verständigen Gehilfen aus der hiesigen Dienerschaft zur Verfügung zu stellen, ebenso zwei Vorreiter, einen Koch fürs Gesinde, einen Lakaien zur Aufwartung der Kammerdiener, zwei Lakaien fürs Aufräumen, ein Stubenmädchen für Mademoiselle Déclic und zwei Türhüter. Mehr erbat ich nicht, denn ich konnte mir denken, daß es in Moskau in Anbetracht der Anreise so vieler hochgestellter Personen an erfahrener Dienerschaft mangelte. Natürlich machte ich mir keinerlei Illusionen über die Moskauer Diener. Moskau ist eine Stadt der verödenden Paläste und verfallenden Villen, und es gibt nichts Schlimmeres, als Dienerschaft zu halten, die nichts zu tun hat. Das verdummt und verdirbt die Leute. Wir haben drei große Häuser, in denen wir abwechselnd wohnen (abgesehen vom Frühling, den wir im Ausland verbringen, denn Großfürstin Jekaterina findet die Zeit der

Großen Fasten in Rußland unerträglich langweilig): Im Winter wohnt die Familie in ihrem Petersburger Palais, im Sommer in ihrer Villa in Zarskoje Selo, im Herbst auf Kap Mis-chor. Jedes der Häuser hat seinen Stamm an Bediensteten, und Faulenzerei dulde ich nicht. Bevor ich abreise, hinterlasse ich jedesmal eine lange Liste mit Aufträgen, und ich nehme mir unbedingt die Zeit zu gelegentlichen Kontrollbesuchen, komme stets unverhofft. Diener sind wie Soldaten. Man muß sie ständig beschäftigen, sonst fangen sie an zu trinken, Karten zu spielen und Unfug zu treiben.

Mein Moskauer Gehilfe empfing uns auf dem Bahnhof, und während der Fahrt in der Kutsche erfuhr ich einiges von den Problemen, die mich erwarteten. Erstens mußte ich zur Kenntnis nehmen, daß die Hofverwaltung meinem Ersuchen, das doch gemäßigt und vernünftig war, nicht vollständig entsprochen hatte: Ich bekam nur einen Lakaien fürs Aufräumen, keinen Koch für die Dienerschaft, sondern nur eine Kochfrau, und auch kein Stubenmädchen für die Gouvernante. Dies war mir besonders unangenehm, denn die Position einer Gouvernante ist von Natur aus zwiespältig, an der Grenze zwischen Bediensteten- und Höflingsstatus. Da ist enormes Fingerspitzengefühl vonnöten, damit man nicht einen Menschen kränkt, der ohnehin ständig eine Beeinträchtigung seiner Würde fürchtet.

»Das ist noch nicht alles, Herr Sjukin«, sagte der Moskauer Gehilfe, als er meine Unzufriedenheit bemerkte. »Am betrüblichsten ist, daß Ihnen nicht wie versprochen das Kleine Nikolaus-Palais im Kreml zugewiesen wurde, sondern die Eremitage.«

Der Gehilfe hieß Kornej Selifanowitsch Somow, und auf den ersten Blick gefiel er mir nicht: häßlich abstehende Ohren, dürr, vorspringender Adamsapfel. Es war gleich zu sehen, daß der Mann am Endpunkt seiner Karriere angelangt war und nicht mehr weiter kommen würde.

»Was für eine Eremitage?« fragte ich verdrossen.

»Ein schönes Haus, mit herrlichem Blick auf den Moskwa-Fluß und die Stadt. Es steht im Neskutschny-Park, nicht weit vom Alexandra-Schloß, in dem sich vor der Krönung das kaiserliche Paar aufhalten wird, aber ...« Somow breitete die langen Arme aus. »Das Haus ist morsch, eng, und es spukt darin.« Er kicherte kurz, doch als er sah, daß ich nicht zu Scherzen aufgelegt war, erklärte er: »Es wurde Mitte des vorigen Jahrhunderts gebaut und gehörte einst der berühmten Gräfin Tschesmenskaja, die ebenso reich wie närrisch war. Sie haben sicherlich von ihr gehört, Herr Sjukin. Einige sagen, sie sei das Vorbild für Puschkins Pique Dame gewesen, nicht die alte Fürstin Golizyna.«

Ich mag es nicht, wenn Diener sich mit ihrer Belesenheit großtun, und sagte nichts darauf, nickte nur.

Somow schien den Grund meiner Verstimmung nicht zu begreifen und fuhr noch schwülstiger fort: »Der Überlieferung zufolge hat in der Regierungszeit Alexanders des Ersten, als die ganze Gesellschaft vom neumodischen Lottospiel besessen war, die Gräfin dem Bösen ihre Seele verpfändet. Diener erzählen, daß zuweilen in mondlosen Nächten eine weiße Gestalt mit Haube durch den Korridor wandelt, in der Hand ein Säckchen, in dem Spielsteine klappern.«

Somow kicherte wieder, um zu zeigen, daß er als aufgeklärter Mann an solchen Humbug nicht glaubte. Ich jedoch nahm die Sache ernst, denn jeder Diener, besonders wenn er wie ich einer alten Dynastie von Haushofmeistern entstammt, weiß, daß es Gespenster und Erscheinungen tatsächlich gibt und daß es dumm und verantwortungslos wäre, über sie zu spotten. Ich fragte, ob der Geist der Gräfin nur mit den Steinen klappere oder auch Böses tue. Somow antwortete, nein, in den nunmehr fast hundert Jahren seien keine üblen Streiche vorgekommen, das beruhigte mich. Soll sie durch den Korridor spazieren, das ist nicht weiter schlimm. Bei uns im Fontanny-Palais geht das Gespenst des Kammerjunkers Shicharjow um, eines bildschönen Mannes, der Favorit von Katharina der Großen geworden wäre, wenn ihn nicht Fürst Subow vergiftet hätte. Dieser Bewohner (oder besser *Nichtbewohner*?) benimmt sich höchst unanständig: Er kneift im Dunkeln die

Damen und Dienerinnen und gebärdet sich besonders wild in der Johannisnacht. An Personen der kaiserlichen Familie wagt er sich freilich nicht heran – immerhin ist er Kammerjunker. Dann haben wir im Anitschkow-Palais das Gespenst einer Schülerin vom Smolny-Institut, die angeblich von Nikolaus dem Ersten verführt wurde und später Hand an sich legte. Des Nachts geht sie durch die Wände und läßt kalte Tränen auf die Gesichter der Schlafenden fallen.

Mit dem Gespenst konnte Somow mich also nicht erschrecken. Bedenklich fand ich, daß das Haus tatsächlich sehr eng war und notwendiger Bequemlichkeiten entbehrte. Kein Wunder, denn seit die Hofverwaltung das Anwesen vor einem halben Jahrhundert von den Grafen Tschesmenski gekauft hatte, war nichts erneuert worden.

Ich ging durch die Etagen und überschlug, was als erstes zu tun war. Ich mußte zugeben, daß Somow gute Arbeit geleistet hatte: Von den Möbeln waren die Überzüge abgenommen, alles blitzte vor Sauberkeit, in den Schlafräumen standen frische Blumen, der Flügel im großen Salon war gestimmt.

Die Beleuchtung erbitterte mich – nicht einmal Gaslampen, sondern vorsintflutliche Ölfunzeln. Ach, hätte ich wenigstens eine Woche Zeit – ich würde im Keller eine kleine Elektrostation einrichten und Leitungen legen lassen, und schon nähme die Eremitage ein ganz anderes